

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Harold Robbins

Sehnsucht

Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Erstes Buch
Kleinstadt

Sie saß oben auf der Treppe und weinte.

Als sie aus der Narkose erwachte, sah sie das weinende kleine Mädchen. Es hielt die Hände gegen das Gesicht gepreßt, und lang fiel das goldene Haar über die Stirn herab. Unzählige Male hatte sie sich so gesehen: In jenem flüchtigen Augenblick zwischen Wachen und Schlafen tauchte dieses Bild immer wieder vor ihr auf – seit dem Tod ihres Vaters.

Jetzt verschwamm es, und sie erkannte das Gesicht des Arztes. Er sah sie aufmerksam an und lächelte. «Alles in Ordnung, Marilyn», sagte er.

Sie blickte sich im Raum um. In der Nähe, auf Rollbetten, lagen einige Frauen.

Der Arzt beantwortete ihre unausgesprochene Frage. «Ja, es liegt hinter uns.»

«Was war es?» fragte sie. «Ein Junge oder ein Mädchen?»

«Ist das jetzt noch wichtig?»

«Für mich schon.»

«Es war noch zu früh, um das festzustellen», log er.

In ihren Augenwinkeln schimmerten Tränen. «Nach alledem soll ich – soll ich nicht einmal wissen, was es gewesen wäre?»

«Es ist besser so», sagte er beschwichtigend. «Versuche jetzt, dich ein wenig auszuruhen.»

«Wann kann ich hier raus?» fragte sie.

«Heute nachmittag, sobald ich die Testergebnisse habe.»

«Was für Testergebnisse?»

«Nur Routine», sagte er. «Es könnte sein, daß es bei dir ein Problem mit dem Rhesusfaktor gibt. Ist das der Fall, so hätten wir für dich eine Spritze – gegen etwaige Komplikationen bei deiner nächsten Schwangerschaft.»

Sie starrte ihn an. «Hätte es bei dieser denn welche geben können?»

«Ja, die Möglichkeit bestand.»

«Dann war es wohl gut, daß ich einen Abortus hatte.»

«Wahrscheinlich. Aber versuche von jetzt an, dich besser vorzusehen.»

«Eine Abtreibung wird's nicht wieder geben», sagte sie mit fester Stimme. «Das nächste werde ich behalten. Es ist mir verdammt egal, was die anderen reden. Und falls es dem Vater nicht paßt – darauf pfeife ich.»

«Hast du etwas Bestimmtes vor?» fragte er beunruhigt.

«Nein. Aber die Pille gebt ihr mir ja nicht wegen der Thrombosegefahr, die Spirale vertrage ich nicht, und es ist mir ganz einfach zu blöd, dauernd mit einem Pessar und einer Tube Delfen in der Handtasche herumzulaufen.»

«Du mußt ja nicht mit jedem Mann ins Bett gehen, den du kennenlernst, Marilyn», sagte der Arzt. «Dazu zwingt dich wirklich niemand.»

«Ich gehe nicht mit jedem ins Bett», erwiderte sie. «Ich tu's nur mit denen, mit denen ich's tun will.»

Der Arzt schüttelte den Kopf. «Ich begreife dich nicht, Marilyn. Du bist doch viel zu intelligent, um in solche Geschichten hineinzugeraten.»

Sie lächelte plötzlich. «Das ist eines von den Risiken, die man als Frau auf sich nehmen muß. Ein Mann kann soviel bumsen, wie er will. Schwanger wird er davon nicht. Aber bei uns kann es leicht klingeln. Also heißt es, höllisch aufpassen. Natürlich hatte ich gehofft, mit der Pille wäre dieses ewige Theater endlich zu Ende. Mein Pech, daß ich sie nicht vertrage.»

Der Arzt winkte einer Krankenschwester. «Ich habe eine Pille, die du nehmen kannst», sagte er und kritzelte etwas auf seinen Rezeptblock. «Wird dir helfen, eine Weile zu schlafen.»

«Werde ich morgen arbeiten können?» fragte sie.

«Es wäre mir lieber, damit würdest du ein paar Tage warten. Etwas Ruhe kann nicht schaden. Es könnte sein, daß du ziemlich starke Blutungen hast. Die Schwester wird dich jetzt in dein Zimmer zurückbringen. Wir sehen uns später noch – wenn ich dich entlasse.»

Die Schwester nahm das Rezept, das ihr der Arzt reichte, und schob das Rollbett in Richtung Ausgang. «Augenblick noch», sagte Marilyn. Die Schwester hielt an. «Sam.»

Der Arzt drehte sich herum. «Ja?»

«Danke», sagte sie.

Er nickte, und die Schwester rollte das Bett durch die Schwingtür und dann den Korridor entlang zum Fahrstuhl. Während sie auf den Knopf drückte, bedachte sie Marylyn mit einem professionellen Lächeln. «Na – so schlimm war's doch gar nicht, wie?»

Marilyn starrte sie an. «Die gottverdammte Hölle war's», sagte sie. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. «Ich habe gerade mein Baby umgebracht.»

«Warum weinst du, Marilyn?» fragte ihre Tante, als sie aus dem Zimmer ihrer Mutter kam und das Mädchen auf der Treppe sitzen sah.

Das Kind wandte der Frau sein tränenüberströmtes Gesicht zu. «Daddy ist tot, nicht?»

Die Tante gab keine Antwort.

«Mommy hat gesagt, er wird zurückkommen – aber das ist gar nicht wahr!»

Die Frau beugte sich zu ihr, hob sie hoch und drückte sie an sich. «Nein», erwiderte sie leise. «Er wird nicht zurückkommen.»

Marilyn hörte auf zu weinen. «Mommy hat mich angelogen», sagte sie anklagend.

Die Stimme ihrer Tante klang sehr sanft. «Deine Mutter wollte dich schonen, Kind. Sie wollte dir nicht weh tun.»

«Aber zu mir hat sie doch gesagt, man muß die Wahrheit sagen – man muß *immer* die Wahrheit sagen!»

«Komm, ich werde dir das Gesicht mit kaltem Wasser waschen, das wird dir guttun.»

Gehorsam folgte Marilyn ihrer Tante ins Badezimmer. «Wird Mommy es Robbie erzählen?» fragte sie, während ihre Tante ihr mit einem Schwamm übers Gesicht fuhr.

«Dein Bruder ist ja erst vier. Ich glaube, er ist noch nicht alt genug, um das zu verstehen.»

«Soll ich es ihm sagen?»

Ihre Tante wich ihrem fragenden Blick nicht aus. «Was meinst du denn selbst? Glaubst du, daß du es tun solltest?»

Marilyn spürte die Wärme, die Anteilnahme. «Nein, wohl lieber nicht», meinte sie nachdenklich. «Vielleicht ist er zu jung dafür.»

Ihre Tante lächelte und küßte sie auf die Wange. «Das ist sehr klug, Marilyn. Mit deinen acht Jahren hast du dich schon so entschieden, wie das ein Erwachsener tun würde.»

Das Lob tat Marilyn wohl. Doch Jahre später dachte sie nicht

ohne Verbitterung daran zurück: ihre erste Entscheidung als «Erwachsene» – und schon ein Kompromiß.

Als sie am Abend noch wach in ihrem Bett lag, hörte sie, wie ihre Mutter die Treppe heraufkam und in ihr Zimmer ging. Sie wartete darauf, daß die vertrauten Schritte ihres Vaters erklangen. Er drehte immer erst unten das Licht aus und folgte der Mutter dann. Doch diesmal blieb alles still, und Marilyn wußte, daß sie seine Schritte nie wieder hören würde. Sie preßte ihr Gesicht ins Kopfkissen und begann zu weinen.

Kaum älter als drei war sie gewesen an jenem Tag, als ihre Mutter sie in ein weißes, gebauschtes Kleidchen steckte und ihre goldbraunen Locken sorgfältig bürstete und kämmte.

«Sieh dich mit deinem Kleid vor, Marilyn. Ich möchte, daß du heute besonders hübsch aussiehst. Wir holen Daddy vom Zug ab. Er kommt nach Hause.»

«Ist der Krieg denn aus, Mommy?»

«Nein. Aber dein Daddy ist nicht mehr Soldat. Man hat ihn aus der Armee entlassen.»

«Warum denn, Mommy? Ist er verwundet?»

«Nur ein bißchen. Nichts Ernstliches», erwiderte ihre Mutter. «Sein Bein ist nicht in Ordnung, und er hinkt ein klein wenig. Aber darüber darfst du nicht sprechen. Tu so, als ob du nichts bemerkst.»

«Okay», sagte Marilyn. Sie drehte sich um und betrachtete sich im Spiegel. «Wird Daddy mich überhaupt erkennen, wo ich jetzt ganz erwachsen bin?»

«Ich glaube schon», sagte ihre Mutter lachend.

In einer Stadt von der Größe Port Clares war die Heimkehr des ersten Kriegsteilnehmers ein besonderes Ereignis. Der Bürgermeister, der Rat der Stadt, die Schulband, sie alle standen zum Empfang bereit. Am kleinen Bahnhofsgebäude hing ein breites, weißes Transparent, auf dem in roten und blauen Buchstaben zu lesen war: WILLKOMMEN DAHEIM, BOBBY.

Es schien typisch für Robert Gerraghty, daß er nicht auf der Bahnsteigseite aus dem Zug stieg, sondern auf der anderen: Von dort war der Weg nach Hause etwas kürzer.

Hektisch begann die Menschenmenge auf dem Perron, nach dem ausbleibenden Helden zu suchen. «Sind Sie denn sicher, daß er mit diesem Zug gekommen sein müßte?» fragte der Bürger-

meister Marilyn's Mutter mit wachsender Verärgerung.

Ihre Mutter war den Tränen nah. Der Zug fuhr bereits wieder an. «Ja, natürlich. Er hat's mir doch im Brief geschrieben.»

In diesem Augenblick erklang, vom anderen Ende des Bahnsteigs her, ein lauter Ruf.

«Da ist er ja!»

Robert Gerraghty war schon einen halben Häuserblock entfernt. Mit schnellen Schritten ging er in die entgegengesetzte Richtung. Als er den Ruf hörte, blieb er stehen, stellte seinen Koffer auf den Boden, nahm die Armeemütze ab und kratzte sich am Kopf.

«Heil dir, sieghafter Held!» begann die Schulband, und der Bürgermeister vergaß ganz seine Würde und kletterte vom Bahnsteig auf die Geleise, die er rasch überquerte. Die Menschenmenge folgte ihm.

Mitten auf der kleinen, schmutzigen Straße hielt der Bürgermeister seine Ansprache. «Wir sind hier versammelt zu Ehren eines Mannes, der aus unserer Stadt, aus unserem Port Clare stammt: ein echter Held, verwundet im Dienst für sein Vaterland – Obergefreiter Robert F. Gerraghty.» Der Lärm, den die Band machte, war so groß, daß er abbrechen mußte.

Robert Gerraghty hatte einen Arm um seine Tochter gelegt, den anderen um seine Frau. Marilyn zupfte ihn am Ärmel. Lächelnd sah er sie an. «Was ist denn, Marilyn?»

«Bist du ins Bein geschossen worden?» flüsterte sie.

Er lachte. «Nein, Liebling.»

«Aber Mommy hat doch gesagt, daß dein Bein nicht in Ordnung ist. Daß du humpelst.»

«Ja, das stimmt.» Er nickte. «Aber ich bin nicht im Kampf verwundet worden.» Er sah ihren fragenden Blick. «Ich fürchte, Marilyn, dein Vater war dumm genug, sich von einem Lastwagen überfahren zu lassen.»

«Dann bist du ja gar kein Held», sagte sie enttäuscht.

Er zog sie dicht zu sich heran und legte sich lächelnd den Zeigefinger auf die Lippen. «Aber das verraten wir beide keinem, nicht?»

Sie begann zu lachen. «Nein, ich verrat's keinem», versicherte sie und überlegte dann einen Augenblick. «Darf ich's aber Mommy sagen?»

Er lächelte und küßte sie auf die Wange. «Ich glaube, Mommy weiß das schon.» Er betrachtete sie aufmerksam. «Hat dir

schon mal jemand gesagt, daß du genauso aussiehst wie Shirley Temple?»

Sie lächelte zurück. Auf ihren Wangen erschienen Grübchen, was sie sehr wohl wußte. «Das sagen alle, Daddy», erklärte sie stolz. «Und Mommy sagt, daß ich besser singen und tanzen kann als Shirley Temple.»

«Wirst du für mich singen und tanzen, wenn wir zu Hause sind?»

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals. «Ja, Daddy.»

«So bleiben!» rief ein Fotograf. «Das Bild wollen wir für die Zeitung.»

Marilyn hatte ihr strahlendstes Shirley-Temple-Lächeln aufgesetzt, doch irgendwie schob dann der Bürgermeister sein Gesicht vor ihren Kopf, und als das Bild auf der Vorderseite von Port Clares *Weekly Bulletin* erschien, sah man von Marilyn nur die Ärmchen, um den Hals ihres Vaters geschlungen.

Als die Krankenschwester mit dem Mittagessen kam, sah Marilyn ihr fast unwillig entgegen. Die Erinnerung an früher stand ihr noch so lebendig vor Augen, daß die Gegenwart plötzlich störend wirkte.

Ihr Vater war ein ganz besonderer Mann gewesen. Er lachte über die Welt, in der er lebte. Port Clare mit seinem Klatsch und seiner Heuchelei schien ihn zu belustigen.

«Nichts hat mehr einen Sinn, Marilyn», sagte er einmal. «Eines Tages werden sie entdecken, daß der Krieg die Welt von Grund auf verändert hat. Freiheit ist mehr als ein bloßes Schlagwort. Eigentlich ist es eine sehr persönliche Sache.»

Damals hatte sie nicht begriffen, was er meinte. Sie wußte nur, daß ihre Mutter oft auf ihn wütend war und diese Wut dann an ihr ausließ. Ihr Bruder, knapp ein Jahr nach der Heimkehr ihres Vaters geboren, blieb davon fast ganz verschont. Je älter Marilyn werde, hatte ihre Mutter oft gesagt, desto mehr ähnele sie ihrem Vater – viel zu sehr.

Die Krankenschwester deutete auf das Tablett. «Der Doktor sagt, Sie können essen, was Sie wollen – allerdings nur leichte Sachen.»

«Ich habe keinen Hunger», sagte sie.

«Sie müssen etwas essen», beharrte die Schwester. «Hat der Doktor ausdrücklich gesagt.»

Sie warf einen kurzen Blick auf das Tablett. «Dann nehme ich

ein Sandwich mit warmem Roastbeef. Aber keine Soße dazu. Und etwas Nachtisch und Kaffee.»

Die Schwester nickte. «Gut. Und jetzt drehen Sie sich mal herum, damit ich Ihnen die Spritze geben kann.»

Marilyn blickte auf die Nadel. «Wofür ist das?»

«Hat Ihnen das der Doktor nicht gesagt? Das ist für den Rh-Faktor. Falls Sie wieder schwanger werden, haben Sie mit dem Kind keine Schwierigkeiten.»

Marilyn drehte sich auf die Seite. Die Schwester war flink und geschickt. Sie spürte die Nadel kaum. «Ich habe nicht vor, wieder schwanger zu werden», erklärte sie.

Die Schwester lachte. «Das sagen sie alle, meine Liebe. Aber alle kommen wieder.»

Sie verließ das Zimmer. Marilyn sah ihr nach. Verdammst anmaßend – aber so waren sie ja meist, diese Weiber in ihrer weißen Tracht. Bildeten sich ein, sie wüßten alles.

Sie lehnte sich in die Kissen zurück. Sie fühlte sich zwar müde, aber längst nicht so schwach, wie sie erwartet hatte. Doch hieß es nicht, eine Abtreibung sei heutzutage kaum schlimmer als ein Schnupfen? Nun, vielleicht stimmte das wirklich.

Sie blickte durch das Fenster. Der übliche Morgensmog von Los Angeles hatte sich verzogen, und der Tag war klar und sonnig. Schade, daß sie nicht rechtzeitig daran gedacht hatte, sich ein Telefon bringen zu lassen. Aber sie war ja auch sicher gewesen, nur ein paar Stunden hier zu bleiben. Und jetzt kam ihr diese dumme Sache mit dem Rh-Faktor dazwischen.

Bestimmt saß ihr Agent um diese Zeit mit dem Produzenten zusammen. Ob es wohl klappen würde? Das Drehbuch nach ihrem Roman – sie wollte es unbedingt selbst schreiben. Zuerst hatten die Filmleute einen anderen damit beauftragt. Als der die Geschichte dann total verkorkste, kam man zu ihr.

Ihr Agent war sehr optimistisch. Der Produzent sitze in der Klemme, hatte er versichert, der müsse ganz einfach akzeptieren, was er von ihm verlangen werde – hunderttausend mindestens.

Hunderttausend? Das war doch schlicht verrückt. Soviel hatten die ja nicht mal für die Rechte am Roman gezahlt; und sie wäre bereit gewesen, das Drehbuch umsonst zu schreiben.

«Überlaß das nur mir», hatte Mike, ihr Agent, gesagt. «Das ist mein Job, und ich weiß schon, wie ich's am besten mache. Außerdem – runter von den Hunderttausend können wir ja immer noch.»

«Okay.» Widerstrebend stimmte sie schließlich zu. «Aber ich möchte nicht, daß die Sache platzt. Du weißt, wieviel mir daran liegt.»

«Keine Sorge, da platzt nichts», versicherte er und fragte dann: «Wo wirst du morgen nachmittag sein? Ich meine, wo kann ich dich im Fall des Falles erreichen?»

«Wahrscheinlich zu Hause.»

«Und wenn nicht dort?»

«Cedars.»

Er sah sie überrascht an. «Was willst du denn da?»

«Mir – wie sagt man doch? – die Mandeln rausnehmen lassen.»

«Du!?» fragte er bestürzt.

«Warum nicht?» fragte sie zurück. «Schließlich bin ich ja eine Frau, und Frauen werden manchmal schwanger – auch heutzutage noch.»

Er zeigte sich sehr fürsorglich. «Hast du auch alles, was du brauchst? Ich könnte dich hinfahren –»

«Du bist reizend, Mike», unterbrach sie ihn. «Aber es ist alles arrangiert. Mach dir also keine Sorgen.»

«Du rufst mich doch an, ja? Wenn's vorbei ist.»

«Sobald ich wieder zu Hause bin.»

Er stand auf und begleitete sie zur Tür. «Daß du ja gut auf dich aufpaßt.»

«Das werde ich», versprach sie.

Freiheit sei eine sehr persönliche Sache, hatte ihr Vater gesagt. Aber ihr Entschluß, sich das Kind wegmachen zu lassen – wie hätte er darüber wohl gedacht?

Nun, wahrscheinlich wäre ihm nur eines wichtig gewesen: daß sie, seine Tochter, ihre eigene Entscheidung traf, völlig aus freien Stücken.

Ja, genau das. Denn nichts anderes bedeutete für ihn der Begriff Freiheit. Doch das verstanden die meisten nicht. Ihre Mutter zum Beispiel. Die hatte sich überhaupt nicht verändert. Entsetzt wäre sie gewesen, hätte sie Bescheid gewußt. Und die anderen? Die meisten hätten ähnlich reagiert. Selbst für jene unter ihren Freunden, die sich für fortschrittlich hielten, war Abtreibung nach wie vor ein schmutziges Wort.

Sie blickte auf das Tablett, das vor ihr stand. Das Roastbeef wirkte anämisch, typische Krankenhauskost. Sie nahm Messer und Gabel und versuchte, das gummiartige Fleisch zu schneiden;

legte das Besteck dann aus der Hand. Nein, sie hatte tatsächlich keinen Hunger.

Wieder blickte sie durchs Fenster. Ein herrlicher Tag. Kalifornisches Wetter. So ganz anders als jetzt, im Januar, in Port Clare.

Sie erinnerte sich an einen frostklirrenden Tag. In der Nacht zuvor hatte es geschneit, und von der Bucht her wehte ein eisiger Wind. Sie ging die Straße hinab zur Haltestelle, um mit dem Bus zur Schule zu fahren. Unter ihren Galoschen knirschte der frische Schnee.

Offenbar waren die Männer mit den Schneepflügen schon die ganze Nacht hindurch an der Arbeit gewesen. Sie hatten die Fahrdämme freigeräumt. Zu beiden Seiten häufte es sich wie in dicken Wülsten. Unter den Rädern der Autos nahm der Schnee auf dem Fahrdamm eine bräunliche Farbe an. In der Ferne tauchte der Bus auf.

Unendlich lang schien das her zu sein. Als gehöre es einem anderen Jahrhundert an. Und in gewisser Weise traf das auch zu.

2

«Man stirbt fast immer», sagte der Mann.

Sie wandte sich vom Busfenster fort und sah ihn an. Seit drei Monaten fuhr sie mit diesem Bus zur Oberschule von Port Clare, und stets saß der Mann auf dem Sitz neben ihr. Doch es war das erstemal, daß er sprach.

«Ja», sagte sie und fühlte, wie sich ihre Augen unwillkürlich mit Tränen füllten.

Er blickte an ihr vorbei durchs Fenster. «Der Schnee. Warum ist da immer der verdammte Schnee?» fragte er und stellte die Frage offenbar sich selbst.

«Ich werde sterben», fügte er hinzu. Seine Stimme klang unbewegt.

«Mein Vater ist gestorben», sagte sie.

Er sah sie an. Plötzlich wirkte er verlegen. «Verzeihen Sie», sagte er. «Es war mir gar nicht bewußt, daß ich laut gesprochen habe.»

«Das macht doch nichts.»

«Es ist meine Schuld, daß Sie jetzt weinen.»

«Ich weine ja gar nicht», widersprach sie.

«Natürlich nicht», versicherte er hastig.

Es gab ihr einen eigentümlichen Stich: Lange, allzu lange schon hatte sie nicht mehr an ihren Vater gedacht; das wurde ihr plötzlich klar. Es war für ihren Stiefvater doch sehr leicht gewesen, ihn aus ihrem Bewußtsein zu verdrängen.

Das Gesicht des Mannes wirkte schmal und ausgemergelt. «Sie gehen auf die Oberschule?» fragte er.

«Ja.»

«Im wievielten Jahr?»

«Im zweiten.»

«Tatsächlich? Erst im zweiten? Sie sehen älter aus.» Ein Hauch von Röte kroch über seine fahle Haut. «Hoffentlich – ich meine, ich – ich wollte Sie keinesfalls kränken. Es ist ganz einfach so, daß ich mich – also bei jungen Mädchen kenne ich mich ziemlich schlecht aus.»

«Schon gut», versicherte sie. «Man hält mich immer für älter.»

Er lächelte. Offenbar hörte er deutlich heraus, daß sie sich keineswegs gekränkt fühlte, sondern eher geschmeichelt. «Verzeihen Sie mir trotzdem», sagte er. «Mein Name ist Walter Thornton.»

Sie sah ihn aus großen Augen an. «Sind Sie *der* Walter Thornton?»

«Ja», bestätigte er hastig, «der bin ich.»

«Aber Sie –» Sie zögerte. «Sie fahren ja jeden Morgen mit dem Bus.»

Er lachte. «Wissen Sie, wie man bequemer zum Bahnhof kommen kann?»

«Ja, aber – am Broadway werden doch gleichzeitig zwei Theaterstücke und ein Film von Ihnen gespielt und –»

«– und ich kann nicht Auto fahren», erklärte er lächelnd. Er musterte sie. «Wie kommt es, daß Sie soviel über mich wissen?»

«Nun, Ihren Namen kennt doch jeder.»

«Vielleicht. Aber nicht unbedingt junge Damen, die noch zur Schule gehen. Die interessieren sich im allgemeinen mehr für Schauspieler als für Schriftsteller.»

«Ich will auch Schriftstellerin werden.»

«Und warum nicht Schauspielerin?» fragte er neugierig. «Hübsch genug sind Sie doch – bildhübsch sogar.»

Sie wurde rot. «Wieso? Ich meine, ist es nicht richtig von mir, daß ich Schriftstellerin werden will?»

«Doch, natürlich», versicherte er. «Es ist nur ungewöhnlich.